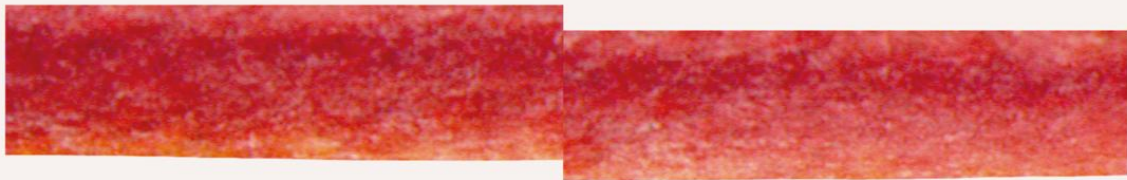
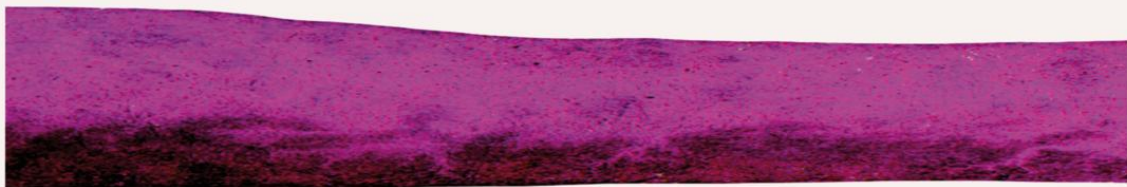


DER TOD IST
MIR NICHT
UNVERTRAUT



ELKE BÜDENBENDER
ECKHARD NAGEL



EIN GESPRÄCH
ÜBER DAS LEBEN
UND DAS STERBEN

B: ... oder zwischen allen drei abrahamitischen Religionen. In gewisser Weise sind wir alle Schwestern und Brüder, Cousins und Cousins.

N: Auf den Kirchentagen machen wir das ja oft, dass wir gegenseitig andere religiöse Feste und Gottesdienste besuchen, um einander besser kennenzulernen. Aber vielleicht wäre es viel wichtiger, über Religionsgrenzen hinweg mal an einer Trauerfeier teilzunehmen.

B: Über das Sterben das Leben der anderen kennenlernen!

N: Ja, genau. Weil du aber nach meinen Erfahrungen gefragt hast: Für Sinti und Roma zum Beispiel ist es ganz wichtig, dass ihr Angehöriger sich, wenn der Tod eintritt, unter freiem Himmel befindet. Das lässt sich im Krankenhaus nicht ohne Weiteres realisieren. Aber ich bin beispielsweise schon gefragt worden, ob es einen Balkon gibt.

B: Wie reagiert ihr darauf? Kann man die Fenster weit öffnen?

N: Sagen wir mal so: Lange Zeit haben wir gar nicht reagiert, sondern erklärt, wie die Gegebenheiten sind. Niemand wird gezwungen, sich im Krankenhaus behandeln zu lassen, und wer sich behandeln lässt, muss die Rahmenbedingungen akzeptieren. Weil es uns und die Pflegekräfte überfordern würde, solche Wünsche zu berücksichtigen. Wichtiger ist, dass niemand allein gehen muss. Das machen wir inzwischen möglich. Im Umgang mit den Toten gibt es übrigens große Unterschiede: Im japanischen Shintoismus habe ich erlebt, dass es wesentlich ist, in der körperlichen Integrität auch nach dem Tod zu verbleiben, weil die Leiblichkeit auch für die Zukunft eine Bedeutung hat.

B: Es ist eine Binsenweisheit, aber wenn der Mensch den anderen Menschen kennenlernt, versteht man einander besser. Vielleicht wäre auch das eine Annäherung: Einfach anzuerkennen, wir sterben alle. Und wir alle möchten, wenn auch in ganz unterschiedlicher Art und Weise, die Würde des Menschen wahren.

N: Mir fällt dazu noch etwas anderes ein: In Umfragen zur Säkularisierung wird deutlich, dass die Menschen zwar mit den konkreten religiösen Inhalten weniger anfangen können, die Rituale jedoch, Taufe und insbesondere die Hochzeit, werden weiterhin stark nachgefragt. Selbst wer keiner christlichen Konfession angehört, übernimmt gern ein Patenamtsamt. Auf den Trauergottesdienst trifft das nicht zu. Dieses kirchliche Ritual wird offenbar nicht als zentral empfunden. Stattdessen gibt es Trauerredner, mittlerweile ein ganz eigener Beruf. Man braucht also jemanden, der das begleitet, aber nicht das Amt oder die Institution der Pfarrerin oder des Priesters. Eigentlich ist das doch erstaunlich: Die »schönen«,

dem Leben zugewandten Traditionen bleiben auch angesichts der Säkularisierung wichtig und relevant. Dort, wo es darum gehen könnte, den Tod ins Leben zu integrieren, wird etwas abgespalten. Was ich allerdings bemerkenswert finde: Wenn es um gesamtgesellschaftliche Trauer geht, finden wir immer mehr auch über religiöse Grenzen hinweg zusammen.

B: Beim Gedenken an die Verstorbenen in der Corona-Pandemie hat mich das wirklich sehr beeindruckt. Oder beim Gedenkgottesdienst für die Opfer der Hochwasserkatastrophe: Da gab es im Aachener Dom jüdische, muslimische und christliche Klagerezeptionen.

N: Ja, der kirchliche Kontext wird dann relevant, da arbeiten auch die verschiedenen Religionen Hand in Hand. Ich kann mich noch an diesen furchtbaren Anschlag in der Schule in Winnenden erinnern, wo man sich abends in der Kirche getroffen hat: Da wird Kirche zum Zufluchtsort, um die Fassungslosigkeit im Angesicht des Todes zu verarbeiten. Wenn wir als Kollektiv in Not sind, nutzen wir Kirchen. Wenn ein Einzelner stirbt und die Hinterbliebenen mit ihrer Not zurechtkommen müssen, ist das sehr individuell. Wie hast du vorhin gesagt? Eigentlich müsste die Welt still stehen ...

B: ... aber sie steht nicht still.

N: Ich kann mich an einen Morgen erinnern, als ich aus dem OP kam, es war eigentlich alles gut gegangen, aber auf meiner Station war jemand gestorben. Wir standen da und schauten aus dem Fenster, die Ehefrau und ich, und sie sagte zu mir: »Es kann doch nicht sein, dass es heute nicht regnet.« Ich habe erst im zweiten Moment verstanden, was sie meinte. So ergeht es Menschen, die einen Verlust erleiden, so fühlt sich das an. Jüngst hat ein Patient, der seine Frau verloren hat, zu mir gesagt: »Meine Welt liegt in Trümmern.« So fühlt es sich an – nichts ist mehr, wie es war.

B: So ist es ja auch. Eine gute Freundin von mir hat ihren Mann verloren, als die Kinder noch ziemlich klein waren. Die Welt lag in Trümmern, aber du musst einfach weitermachen. Wobei, da korrigiere ich mich, was heißt schon, du musst: Natürlich darfst du immer auch verzweifeln und dir Hilfe holen. Ich finde, beim Trauern gibt es kein Muss. Selbst wenn ich Verantwortung für andere trage – wenn es nicht geht, geht es nicht. Dann braucht es ein Umfeld, das dich auffängt und in dem sich auch deine nächsten Angehörigen, etwa deine Kinder, sicher und geborgen fühlen. Jeder trauert so, wie es für sie oder ihn richtig ist. Aber dass die Welt in Trümmern liegt, das kann ich mir vorstellen.

N: Wenn ich an die verwaisten Großeltern auf dem Friedhof denke, an meine Patienten oder auch an meine eigenen Erfahrungen – dieses Gefühl kennen, glaube ich, alle, die je einen schweren Verlust erfahren haben.

B: Als mein Vater gestorben ist, ging mir das anders. Schon bei meiner Mutter lag die Welt nicht in Trümmern, in beiden Fällen war da große Trauer, aber auch eine Erleichterung, weil das Leiden meiner Mutter ein Ende hatte und mein Vater tatsächlich so gehen durfte, wie er wollte. Aber nach dem Tod meines Vaters war da etwas anderes. Dieses: »So. Jetzt gucke ich ins große Blaue. Jetzt ist der letzte Schutz vor der Ewigkeit gefallen. Jetzt stehe ich in der ersten Reihe.« So alt und zerbrechlich mein Vater auch war: Es fühlt sich anders an, wenn es noch jemanden in der Generation über dir gibt. Für mein Leben war es wichtig, dass ein Elternteil noch da war. Jetzt ist das anders.

N: Du hast im Zusammenhang mit deinem alten Vater davon gesprochen, dass es schön sein kann, den Tod als Geschenk anzunehmen. Das kann sehr schwierig sein ...

B: Ja, das geht nur, wenn es ein Tod war, mit dem man leben kann. Das ist so, glaube ich: Man muss mit dem Tod auch leben können. Wenn ein Kind stirbt, kann ich mit dem Tod erst mal gar nicht leben, stelle ich mir vor. Oder wenn ein Mensch gewaltsam umkommt, wenn ein Mensch getötet wird. Damit kann man nur schwer leben. Ich habe vor einiger Zeit die Familie Ladenburger kennengelernt, deren Tochter Maria 2016 vergewaltigt und ermordet worden war. Ich habe die Eltern sehr bewundert. Sie waren so fest verankert in ihrem christlichen Glauben und konnten wirklich trauern. Ich meine, sie werden auch ihre tiefen und dunklen Stunden haben. Aber dass sie keinen Hass gezeigt haben und sich wirklich distanzieren von allen, die versucht haben, diesen Tod zu instrumentalisieren – das hat mich sehr beeindruckt. Da konnte man viel fürs Leben lernen.

N: Ich glaube, es ist eine gesellschaftliche Aufgabe, sich darüber zu verständigen, wie die notwendige Unterstützung und Gemeinschaftlichkeit aussehen könnten, die einen in solchen Krisen auch tragen. Damit niemand zwischen den Trümmern allein ist.

B: Darüber sollten wir noch ausführlicher sprechen, denke ich.

N: Das sollten wir unbedingt. Zunächst allerdings müssen wir über die soziale Dimension des Sterbens reden, Elke. Auch das ist ein Teil der Veränderung unserer Sterbekultur. Die Ökonomisierung unserer Lebenswelten ist auch im Tod erlebbar.

B: Wenn wir uns anschauen, was von der römischen Besiedlung in Köln und anderswo geblieben ist, diese prächtigen Gräber – ein schönes Begräbnis war historisch betrachtet offenbar nicht nur für die Toten ein wichtiges Anliegen, sondern auch eine Frage des Ansehens für die Familien. Das hat sich geändert. Trotzdem ist die Frage, wo und wie ich bestattet werde, sicherlich auch eine Geldfrage. Es ist traurig, wenn die Wünsche eines Verstorbenen nicht erfüllt werden, weil sie einfach nicht bezahlt werden können.

Nicht umsonst gibt es den Tourismus in unsere östlichen Nachbarländer, wo das Einäschern günstiger ist. Meines Wissens werden dort auch Bestattungen vorgenommen.

N: Das widerstrebt mir, wirklich. Warum begreifen wir das nicht viel stärker als Gemeinschaftsaufgabe?

B: Ich bin mit diesem Themenkomplex sehr konkret als Verwaltungsrichterin in Berührung gekommen. Da liest du dann plötzlich, wie viel das Land Berlin als Sozialhilfeträger für Bestattungen zahlt. Es gibt zwar eine Vorstellung davon, dass auch ein Mensch, der arm verstirbt, eine würdige Bestattung hat, insofern ist es schon eine Gemeinschaftsaufgabe. Aber manchmal wird es unwürdig. Etwa bei der Frage, ob das in einer Versicherung angesparte Geld beim Sozialhilfeempfänger verbleiben darf. Bei der Sterbegeldversicherung jedenfalls war das furchtbar für ältere Menschen: Bei der Entscheidung über die Sozialhilfe bestand die Möglichkeit, dass sie das Geld, was sie vielleicht ihr Leben lang gespart hatten, um schön bestattet zu werden, nun möglicherweise für ihren Lebensunterhalt würden einsetzen müssen. Meine Eltern hatten so eine Versicherung, und bei uns im Siegerland gab es den Verein »Hilfe am Grabe«. Das waren Versicherungsvereine: Die Familien im Dorf wurden Mitglied, und immer, wenn jemand starb, sammelten andere Vereinsmitglieder Geld und gaben es der betroffenen Familie. Entstanden ist dieses System in den 1920er-Jahren, also nach den Verheerungen des Ersten Weltkriegs. Man wollte sicherstellen, dass die Menschen in Würde beerdigt werden, aber klar war auch, dass das teuer ist. Ich finde es außerordentlich wichtig, das als Gemeinschaftsaufgabe zu begreifen.

N: Ich bin wirklich schockiert über das, was du da von den Sterbegeldversicherungen bei Sozialhilfeempfängern erzählst. Aber das passt zu einem anderen Befund: Wir wissen ja, dass auch Leben und Lebenserwartung eng mit dem sozioökonomischen Status verknüpft sind. Wenige Befunde der heutigen Gesundheitswissenschaften sind so unstrittig. Wir können nicht genau erklären, warum, die Ursachen sind nicht eindeutig: Liegt es tatsächlich am Geld, können sich ärmere Menschen die medizinische Versorgung nicht so leisten wie wohlhabendere? Das dürfte in unserem Land eigentlich keine Rolle spielen, weil wir durch die gesetzlich verpflichtende Krankenversicherung gleiche Zugangsmöglichkeiten für alle haben. Ist es dann eine Bildungsfrage, also wie gesund verhalte ich mich? Ist es eine Frage schlechter Ernährung, die frühzeitig zu Erkrankungen führen kann? Jedenfalls gibt es eine deutliche Differenz in der Lebenserwartung in Abhängigkeit von der sozialen Situation. Und wenn wir davon sprechen, dass die Schere zwischen Arm und Reich größer wird, wächst gleichzeitig auch die Schere bei der Lebenserwartung zwischen Arm und Reich. Ganz konkret. Meinen Studierenden sage ich immer: »Es geht um die Frage: Werde ich siebzig oder achtzig Jahre alt?« Zehn Jahre – das ist viel Zeit. Und auch die Frage, wie ich meine letzten Jahre verbringe, ob ich zum Beispiel an chronischen Erkrankungen leide oder nicht, ist eng daran geknüpft. Menschen werden früher krank und sterben früher, wenn sie sozial in einer schwächeren Situation sind. Wenn das nun alles nicht nur im Hinblick auf das Leben, sondern auch auf das Sterben, den Tod und die Erinnerungskultur durchschlägt, haben wir es mit einer gravierenden sozialen Spaltung zu tun. Dazu noch ein Beispiel: Es kann ein Motiv für die Körperspende sein, dass die Kosten für die Bestattung nicht selbst aufgebracht werden können, sondern

von der Universität übernommen werden. Das haben mir Angehörige erzählt. Auch das deutet auf ein existenzielles Auseinanderdriften der Gesellschaft hin.

B: Ich würde an erster Stelle natürlich immer sagen, dann müssen wir die Lebensbedingungen verbessern. Vielleicht ist es idealistisch, aber ich denke immer, wir können diese Spaltung hoffentlich dann zu großen Teilen überwinden, wenn wir es schaffen, Menschen ökonomisch zu unterstützen und Kinder in ihrem Leben, in der Schule, durch Bildung auf einen guten Weg zu bringen. Damit würde auch ein früheres Versterben aufgrund von sozialer Not unter Umständen verhindert. Aber wenn es zum Ärgsten kommt, haben wir als Gemeinschaft die Verpflichtung, jeder Frau, jedem Mann, jedem Jugendlichen, jedem Kind eine würdige Bestattung zu ermöglichen. Da bin ich mit dir einer Meinung. Für die Sterbenden und die Lebenden ist es wichtig.

N: Und was die Gesundheit angeht: Vor dreißig Jahren war ich fest überzeugt, dass die Unterschiede mit dem Zugang zum Gesundheitssystem zu tun hätten, wie in den USA, wo die Zugangsfrage eine finanzielle ist. Inzwischen weiß ich auch aus eigener Forschung: Potenzieller Zugang ist nicht gleicher Zugang. Menschen trauen sich nicht, Menschen haben sprachliche Schwierigkeiten, vielleicht könnten sie ihre Symptome nicht korrekt benennen. In einem System, das für so etwas keine Sensibilität aufbringt, gehen sie einfach unter. Nicht zuletzt die Diskussion um die Impfquote bei Corona hat wieder gezeigt, wie blind wir auf diesem Auge sind. Wir haben viel zu lange gebraucht, um zu begreifen, dass wir die Impfangebote in bestimmten Stadtteilen viel direkter an die Menschen herantragen müssen, weil diese den Zugang sonst nicht allein finden.

B: Corona. Damit, würde ich sagen, sind wir beim nächsten Thema.